

TEXT+KRITIK

Zeitschrift für Literatur • Begründet von Heinz Ludwig Arnold • 9/23

240

Gerhard Henschel



TEXT+KRITIK

Zeitschrift für Literatur

Begründet von Heinz Ludwig Arnold

Redaktion:

Meike Feßmann, Axel Ruckaberle, Michael Scheffel und Peer Trilcke

Leitung der Redaktion: Claudia Stockinger und Steffen Martus

Am Reinsgraben 3, 37085 Göttingen

Telefon: (0551) 54 76 643

ISSN 0040-5329

ISBN 978-3-96707-868-8

ISBN e-PDF 978-3-96707-869-5

ISBN ePUB 978-3-96707-870-1

E-Book-Umsetzung: Datagroup int. SRL, Timisoara

Umschlaggestaltung: Thomas Scheer

Umschlagabbildung: © Gerhard Kromschöder

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG, München 2023
Levelingstraße 6a, 81673 München
www.etk-muenchen.de

Satz: Claudia Wild, Konstanz

Druck und Buchbinder: BELTZ Grafische Betriebe GmbH, Am Fliegerhorst 8,
99947 Bad Langensalza

TEXT+KRITIK

Heft 240
GERHARD HENSCHEL
September 2023

Gastherausgeberin: Laura Schütz

INHALT

Gerhard Henschel

Martin Schlosser in Manhattan 3

Wenzel Storch

»Was gut schmeckt, muß man einfach mit groß'n Löffeln ess'n«. Wann kommt die Große Bad Bevenser Ausgabe? 13

Christian Maintz

»Die Gottesgabe, sich auf lustige Weise Feinde zu machen«. Gerhard Henschel und die Neue Frankfurter Schule 22

Lutz Hagededt

Literatur auf zweiter Stufe. Metaleptische Werkstiftung bei Gerhard Henschel 37

Anja Gerigk

Alle Grade der Parodie. Ermittlungen zu einem Schreibprinzip 42

Susanne Fischer

Mit Hölderlin im Schnellimbiss. Bemerkungen zu Atmosphäre und Leserbindung in den Martin-Schlosser-Romanen 52

Gerd Busse

Martin meets Maarten. Die »Martin Schlosser«-Chroniken und »Das Büro« von J.J. Voskuil im Vergleich 59

Sven Hanuschek

Es bedarf der Klarheit und der Aufheiterung. »Menetekel« als Anti-Katastrophenbuch 67

Laura Schütz

Vom »Sumpf der Unmoral« und den »Apotheosen des Unterleibs«,
Über Gerhard Henschels Monografie »Neidgeschrei« und weitere
Publikationen zum Thema Antisemitismus 75

Moritz Hürtgen

Goldt und Henschel brauchen einen Twitter-Account. Ironische
Lyrik im »Erntedankfäscht 84

Michael Ringel

Den Nebel im Kopf lichten. Gerhard Henschel und die Wahrheit –
ein Vierteljahrhundert Affären, Skandale und Prozesse 87

Laura Schütz

Auswahlbibliografie 94

Notizen 98

Martin Schlosser in Manhattan

Schauerlich unausgeschlafen sahen sie aus, die Mitglieder unserer kleinen Reisegruppe, als wir am Sonnabendmorgen aufs Boarding warteten: Oliver Schmitt, Thomas Gsella, Martin Sonneborn, Benjamin Schiffner und ihre mir nicht alle namentlich bekannten Freundinnen sowie Anna und Chlodwig Poth und auch Hermann, der von uns allen wahrscheinlich schon am weitesten in der Welt herumgekommen war, weil er auf mehreren Kontinenten berufliche Verpflichtungen hatte. Sein Vater, sagte er, schüttele darüber immer wieder den Kopf. »Du weißt ja, daß der 'n bodenständiger Emsländer ist und als Maurer in Rütenbrock und den umliegenden Dörfern zeitlebens viel zu viel zu tun gehabt hat, um weiter reisen zu können als bis Meppen oder in Ausnahmefällen bis Osnabrück. Er kann allerdings verstehen, daß ich manchmal dienstlich nach Pakistan oder Nigeria fliegen muß. Aber als ich ihm gesagt hab, daß ich einfach so mal nach New York fliegen will, hat er mich gefragt: ›Wat wust'n dor?«

»Versteh ich nicht. Dein Vater hat sich doch in den frühen Sechzigern selbst in Greenwich Village rumgetrieben! Ist er da nicht sogar mal als Schlagzeuger bei Led Zeppelin eingesprungen?«

»Ja, schon«, sagte Hermann, »aber davon darf meine Mutter nichts wissen. Behalt das bitte für dich!«

»Wie du willst. Auch wenn das in jedem besseren Rocklexikon steht ...«

»Deine Mutter hat doch aber bestimmt auch nichts davon gewußt, daß dein Vater in Meppen nur zum Schein auf der Erprobungsstelle gejobbt hat und in Wirklichkeit dauernd mit The Lovin' Spoonful auf Tournee gewesen ist!«

»Da verwechselst du was. Mein Vater war nur 'ne Zeitlang Flötist bei den Grateful Dead. Und meine Mutter ist damals als Baßgitarristin mit Jefferson Airplane unterwegs gewesen.«

»War das vor oder nach ihrer Zeit bei The Jimi Hendrix Experience?«

»Danach. Vorher hat sie die Kinks gemanagt ...«

Das Boarding ließ immer noch auf sich warten.

»Habt ihr denn 'n schönes neues Heft gemacht?«, fragte ich den gähnenden Martin Sonneborn.

»Oja«, sagte er. »Wir haben diverse Landtagsabgeordnete der DVU in Sachsen-Anhalt im Auftrag des Nazis Gerhard Frey telefonisch zu einem

Fackelzug durchs Brandenburger Tor abkommandiert, und die haben sich sogar dazu bereit erklärt, in Berlin an einer öffentlichen Verbrennung von Zeitschriften der linken Kampfpresse mitzuwirken. Mehr kann man nicht verlangen.«

Thomas Gsella und seiner Freundin fiel nun plötzlich auf, daß sie ihre Geldkarten daheim liegengelassen hatten.

»Ist das okay, wenn wir uns 'n bißchen was von euch pumpen?«, fragte Thomas in die Runde. »So knetemäßig? Nur für die paar Tage natürlich, und ihr kriegt alles auf Heller und Pfennig zurück!«

»Thomas«, erwiderte Oliver, »selbstverständlich leihen wir euch alles, was ihr braucht, aber laß dir hier und heute bitte auch mal sagen, daß du der senilste Rentner bist, der je versucht hat, trotz stark fortgeschrittenem Alzheimer die Welt zu erkunden ...«

»Sehe ich auch so«, sagte Thomas. »Aber mit gewissen Abstrichen! Ich bin nämlich immerhin schon so groß, daß ein Arzt mal einen Abstrich an mir vorgenommen hat. Bei einem Verdacht auf ein Lungenkarzinom. Ungelogen!«

Um halb neun zwängten wir uns in die Sitze in der Economy Class. Man saß da wie eingedost. Und wohin mit den Beinen? Sollte man sich die unters Kinn klemmen?

Auf die Unterarme hatte ich mir Nikotinpflaster geklebt.

Mein erster Langstreckenflug. Acht Stunden lang in einem Vehikel der Singapore Airlines über den großen Teich schweben ...

Hermann meinte, daß Kolumbus und seine Matrosen es auf ihrer Reise in die Neue Welt vermutlich noch viel unbequemer gehabt hätten, und dann ratzte er ein.

Von meinem Fensterplatz aus konnte ich zehn Kilometer unter uns den Atlantik erblicken: eine friedlose Wassermasse, über der wir mit knapp ein-tausend Stundenkilometern dahinfliegen.

Wärst du doch in Düsseldorf geblieben, dachte ich, obwohl ich in Hamburg wohnte. Und: Wie würden wir sterben, wenn dieses Flugzeug abstürzen sollte? Würden wir verbrennen, zerschellen oder ersaufen?

Im Bordkino lief »Wag the Dog«, ein Film, in dem Robert De Niro und Dustin Hoffman zwei Schurken spielten, die dem kurz vor dem Wahltermin in einen Sex-Skandal verstrickten US-Präsidenten den Arsch retten wollten, indem sie einen Krieg der USA mit Albanien in die Wege leiteten, um die Fernsehzuschauer auf andere Gedanken zu bringen.

Weder in Rußland noch in China hätte ein systemkritischer Film dieser Güteklasse produziert werden können, denn im Unterschied zu der Supermacht USA wurden Rußland und China von Angsthasen regiert, die keine oppositionellen Regungen ertrugen.

Beim Anflug auf den John F. Kennedy International Airport knackte es in meinem linken Ohr.

»Look out!«, rief Hermann. »The land of the free and the home of the brave!«

»I've come to look for America«, sagte Oliver, als wir gelandet waren. »Und was wollt ihr anderen Blödmänner hier?«

Die Einreiseformalitäten gingen so ruppig vonstatten, daß ich mich in die Zeiten zurückversetzt fühlte, in denen ich als Transitstreckenreisender den uniformierten Muffköppen der DDR ausgeliefert gewesen war. Schlechtgelaunte Herren schubsten uns herum und schnauzten uns an, so als ob wir nur aus Bosheit angereist wären.

Dann standen wir endlich auf einem S-Bahnsteig, von dem ich nicht wußte, ob er in New York S-Bahnsteig hieß oder anders, und steckte mir nach insgesamt zehn Stunden Enthaltbarkeit eine Zigarette an.

I smoked the last one ten hours ago ...

Ein Schwarzer stürmte auf mich zu und schrie mich an: »Put it out!«

Im Land der freien Bürger war es also nicht einmal mehr erlaubt, auf einem Bahnsteig unter freiem Himmel ein Zigarettchen zu schmauchen. Welch warmer Empfang!

Oliver hatte für uns alle Zimmer in einer Absteige irgendwo in der Lower East Side reserviert. Pioneer Hotel, 341 Broome Street. Auf einer Tafel im Eingangsbereich stand:

NO REFUNDS

NO BICYCLES

NO PETS

NO VISITORS

Und als hätte das noch nicht einladend genug geklungen, hörten wir, wie sich jemand vor uns bei der Frau an der Rezeption über den Manager des Hotels beschwerte: »He's an asshole! He's mean, he's nuts, he's drunk, he's mad, he's a piece of shit!«

»Hier verspricht's ja gemütlich zu werden«, sagte Hermann.

476 Dollar mußten er und ich für unser Doppelzimmer im voraus abdrücken, einen miesen Verschlag mit dem schmalsten Doppelbett, das ich je gesehen hatte. Wenn wir es gemeinsam nutzen wollten, mußten einer von uns verkehrtrümmer drin liegen, mit dem Kopf am Fußende, weil unsere Oberkörper nicht nebeneinander hineingepaßt hätten.

Wir probierten es aus.

Hermann sagte, daß er sich damit besser arrangieren könne, wenn ich mir die Füße wüsche. »Und du könntest netterweise auch die Socken wechseln ...«

Ein Nickerchen war jetzt das richtige. In meinem linken Ohr summte es seit der Landung unangenehm, und draußen jaulten unablässig Polizeisirenen auf, um uns daran zu erinnern, daß in New York jeden Tag durchschnittlich zwei Morde begangen wurden, aber die Müdigkeit übermannte mich spielend.

»Aufstehen!«, rief Hermann. »Wir sind hier nicht hergefliegen, um unseren ersten Abend in der Hauptstadt der Welt zu verpennen! This is the city that never sleeps!«

Er hatte gerade geduscht und brannte darauf, mit mir durch Manhattan zu schlendern.

»Ist das zu glauben?«, fragte er, als wir ausschritten. »Vor zwanzig Jahren haben wir in Meppen die Schulbank gedrückt, und jetzt flanieren wir hier durch den großen Apfel!«

Ich rief ihm eine Zeile aus Leonard Cohens Song »Famous Blue Raincoat« ins Gedächtnis:

There's music on Clinton Street all through the evening ...

Anhand meines Falk-Plans stellten wir fest, daß die Clinton Street nur elf Querstraßen entfernt war, und schon hatten wir ein Ziel.

Es überraschte mich, wie ruhig der Stadtverkehr dahinflöß. Aus Frankfurt und Berlin war ich da anderes gewohnt.

Die Amerikaner seien eben die Herren der Welt, sagte Hermann. »Die haben's nicht nötig, so blöd auf die Tube zu drücken ...«

Ein Radfahrer zischte an uns vorbei, ohne Licht, überholte eine Autokolonne, fuhr bei Rot über die nächste Kreuzung, wick um Haaresbreite einem Taxi aus und entschwand aus unseren Augen.

»Paß auf dich auf!«, rief Hermann ihm nach. »Aber um aufs Thema zurückzukommen: Für mich ist New York die Stadt der Gegensätze! Und weißt du auch, warum?«

»Verrat's mir.«

»Weil hier so viele Gegensätze aufeinanderprallen. Arm und reich, jung und alt, weiß und schwarz ... you name them!«

»Diese Beobachtung solltest du dir patentieren lassen.«

»Und mir ist auch noch was anderes aufgefallen. New York scheint so eine Art Schmelztiegel der Kulturen zu sein! Glaubst du, daß ich als Buchautor mit dieser These reüssieren könnte? Du kennst dich doch aus in der Verlagslandschaft ...«

»Warte lieber noch drei oder vier Jahre. Momentan käme das den meisten Lesern noch zu ungewohnt vor.«

»Ich glaube aber, daß ich damit einiges zum besseren Verständnis der Zustände in dieser Stadt beitragen könnte. Und das ist noch nicht alles! Ich hab mir nämlich auch Gedanken über die Verbrechensbekämpfung gemacht und etwas entwickelt, das man ›Broken-Windows-Theorie‹ nennen könnte. Dabei bin ich von der Prämisse ausgegangen, daß die Kriminalitätsrate sinkt, wenn man kaputte Fenster sofort repariert. Denn damit signalisiert man den Verbrechern, daß der Staat mit Argusaugen über sie wacht und die Zügel nicht schleifen läßt ...«

»Hast du das schon mal dem New Yorker Bürgermeister Rudolph Giuliani vorgeschlagen?«

»Der geht leider nie ans Telefon.«

»Versuch's weiter, Hermann. Da nicht lockerlassen!«

In der Clinton Street ließ sich nicht einmal die leiseste Musik vernehmen. Wir kehrten um, verzehrten unterwegs jeder zwei Hamburger und trafen uns mit den anderen in einer Bar an der Chrystie Street, wo das Personal sich abstoßend patzig aufführte und man für ein Glas Bier umgerechnet zehn Mark hinblättern mußte.

Oliver erläuterte mir die in New York geltenden Trinkgeldregeln, doch ich kapierte sie nicht, obwohl Prozentrechnung so ziemlich das einzige gewesen war, was ich in Mathe halbwegs verstanden hatte. Hängen blieb bei mir nur, daß die Kellner einzig und allein vom Trinkgeld lebten. Aber weswegen benahmen sie sich dann so kodderschnäuzig? Weil sie wußten, daß man als Gast ohnehin dazu verpflichtet war, ihnen soundsoviel Trinkgeld zu spendieren?

Bei Hermanns und meinem nächsten Kontrollgang am Sonntagvormittag war mein linkes Ohr nach wie vor verpfropft und für alles taub außer für das innere Summen, was mich jedoch nicht davon abhielt, die Schönheiten der Stadt zu würdigen. An einer Baustelle fiel mir auf, wie sexy die amerikanischen Maurer aussahen – alle oben ohne und so braungebrannt und muskulös, als wären sie einem Sexfilm entlaufen –, und in der Fifth Avenue kriegte ich fast eine Genickstarre vom Bestaunen der vielen Wolkenkratzer.

Neu war mir, daß es einem auch schwindlig werden konnte, wenn man von unten zu einem Gebäude aufblickte. Das hatte ich zuvor noch nicht erlebt.

Glorios!

Man könne es auch Hybris nennen, sagte Hermann. »Denk an den Turmbau zu Babel!«

Von Hermanns Heimatdorf Rütenbrock unterschied New York sich natürlich in vielem.

»Was wäre denn das Rütenbrocker Gegenstück zur Fifth Avenue?«

»Die Ter Apeler Straße«, sagte er. »Und was für die New Yorker der Hudson River ist, das ist für uns der Haren-Rütenbrock-Kanal!«

»Und was ist euer Gegenstück zum Broadway?«

»Die Backsteinkirche Sankt Maximilian.«

»Und euer Gegenstück zur Wall Street?«

»Die Harener Kreissparkasse.«

»Man könnte also sagen, daß Rütenbrock das New York des Emslands ist.«

Ganz so weit würde er nicht gehen, sagte Hermann, doch die Richtung stimme, und bei seinem nächsten Heimatbesuch werde er eine Städtepartnerschaft zwischen Rütenbrock und New York ins Gespräch bringen.

Von Bausünden war die Fifth Avenue aber nicht frei. Besonders arg nahm sich der Trump Tower aus, benannt nach einem Immobilien-Tycoon, der sich nicht entblödet hatte, seinen Namen in goldenen Lettern über den Eingang klatschen zu lassen.

»Und jetzt sehen wir mal im Central Park nach dem Rechten, dem hiesigen Gegenstück zum Bourtangier Moor«, sagte Hermann. »Oder willst du vorher noch bei Louis Vuitton shoppen? Vielleicht brauchst du ja 'ne neue Golf tasche oder Mokassins aus Alligatorleder ...«

Im Central Park ging es so friedlich zu, daß ich kaum glauben mochte, an einem Ort zu sein, der sich bei Einbruch der Dunkelheit in eine lebensgefährliche No-Go-Area verwandelte. Hätte diese Kriminalitätsbrutstätte nicht mit Halogenscheinwerfern ausgeleuchtet und von patrouillierenden Cops aus den Klauen der Unterwelt befreit werden können?

Vielen Männern lugte überm Hosenbund die Unterhose heraus, damit man den Markennamen lesen konnte. Das war zur Zeit der letzte Schrei.

Westlich vom Central Park standen wir dann vor dem Dakota Building, in dem John Lennon gewohnt hatte und vor dem er 1980 von dem Vollidioten Mark David Chapman erschossen worden war.